

Aus Teil 1

Es brennt

Wir, Mutter und Ich, kommen von unten aus dem Keller, über die Wendeltreppe, durch die Küche, sehen den flackernden Himmel im Küchenfenster. Durch den kleinen Flur, der dunklen Schutz bietet, erreichen wir das Wohnzimmer, das in rotgrelle Helligkeit getaucht ist. Jetzt sehe ich die Feuerwand. Es knallt und berstet. Es riecht nach Brand, es zischt und stürmt. Ich stehe wie erstarrt. Ganz vorsichtig, Schritt für Schritt gehe ich durch die große Flügeltür in das Erkerzimmer mit den großen Fenstern. Viel Glas ist nicht mehr vorhanden, nur noch gesprengte Reste. Die Pappen, als Glasersatz aufgenagelt, verfärben sich jetzt gelblich rot. Sie verziehen und wellen sich. Eine unglaubliche Hitze dringt wabernd in den Raum, sie nimmt mir den Atem.

Es ist eine riesige, erdrückende Feuerwand, rot gelb, an den Rändern bläulich weiß. Sie greift in den dunklen Himmel, der nicht mehr dunkel ist, weil überall die Flammen über den Häusern stehen. Der Dachstuhl des Hauses gegenüber, der mir doch seit Jahren als rotbraune Ziegelfläche so vertraut war, ist verschwunden. Es knallt und das Feuer rutscht und stürzt in die Wohnung darunter, brennt sich durch die Decken und schlägt aus den Fenstern. Die Flammen werden immer höher. Das unerträglich laute Lodern und Knacken des Feuers und das Brechen von Steinen, Balken und Möbeln, die sich aufgeben, verbinden sich mit dem Brausen aller Feuer um uns herum und mit dem Zischen des Löschwassers. Jetzt sind Rufe von Helfern zu hören.

Ich stehe still und starre auf die Gewalt des Feuers und bin irgendwie auch fasziniert von der Schönheit und der Kraft der Veränderung, die das Feuer bringt. Wie anders das Haus gegenüber jetzt aussieht. Und wie wird es morgen bei Tage sein?

Kommandantura

So viele Tage und Nächte sitzen wir schon hier unten in unserem Luftschuttkeller mit den unverputzten, gekalkten Wänden. Luft kommt aus einem Kellerschacht, der außen noch durch Gitter und Bretter abgesichert ist. Es gibt eine Tür, die sogenannte Luftschuttsicherheitsschleuse aus Eisenblech, mit großen Hebeln oben und unten, die nur der Luftschutzwart des Hauses bedienen darf. Wenn jemand nach dem Sirenenalarm nicht schnell genug hier unten seinen Platz eingenommen hat, kommt er nicht mehr rein. Dann muss er vor der Tür im normalen Kellergang warten. Das ist schon viel gefährlicher, weil die Kellerdecke nicht zusätzlich abgestützt ist, aber andererseits sind die Kellergänge sehr schmal und die Wände hier unten sehr dick. Der Raum vor der Luftschutztür führt auch direkt ins Freie, in den Hof, über eine aus Ziegelsteinen gemauerte Treppe. Von dort könnte man die Bomber am Himmel in den Suchscheinwerfern sehen.

In den letzten Tagen war so viel Alarm, dass wir den Keller nicht mehr verlassen haben. Mutter, Oma und ich sitzen auf einfachen Küchenstühlen, die wir aus unserer Wohnung geholt haben. In Decken gehüllt und auf Sitzkissen warten wir auf das Ende. Es ist irgend ein Tag im April 45. Vielleicht ist es auch Nacht. Hier unten ist es sowieso dunkel, bis auf die eine Glühlampe, die von der Decke baumelt, oft flackert, wenn sie überhaupt brennt. Sonst haben wir Stearinkerzen an verschiedenen Ecken des Raumes, der vielleicht 20-25 m² groß ist, vollgestellt mit Stühlen an den Wänden, auf denen nun alle Hausbewohner sitzen, sich unterhalten, schlafen oder nur vor sich hin stieren.

Es sind fast nur Frauen und ein paar Kinder. Die Männer, die noch hier unten sind, sind ganz alt bis auf den Luftschutzwart, der sicher auch schon über 50 Jahre alt ist. In der Mitte des Raumes tragen zwei Holzstiele zwei Balken, die auch an den Wänden unterstützt sind. Alle Holzbalken sind mit einer weißen Farbe gestrichen, es sei ein <Flammenschutzanstrich> hat man mir erklärt.

Es riecht nach Menschen, nach alten Leuten, nach feuchten Klamotten, nach Stearin, nach Keller und hin und wieder nach Pisse und Erbrochenem. Wenn die Angriffe direkt über uns hinweg-gehen und alles bebt und wackelt, höre ich einzelne Personen wimmern. Die Angst vor dem Tod, vorm Verschütten und Verbrennen ist dann unmittelbar spürbar.

Bisher ist unser Haus verschont geblieben, obwohl ringsum eine Schneise der Zerstörung gebombt wurde. Die Bomber sollen die Kantgarage treffen, da dort riesige Treibstofftanks im Keller liegen. Dann wäre von uns nichts mehr übrig. Immer wieder rieselt der Putz aus den Ziegeln der Decke über uns und unter uns bebt der Boden durch die Explosionen. Jetzt wieder ist es direkt über uns oder im Nebenhaus? Alle fahren erschreckt mit den Köpfen hoch und der Luftschutzwart macht die Tür auf und schnell wieder hinter sich zu, um nachzusehen.

Direkt über uns liegt der Lebensmittelladen und darüber sind die Vierzimmerwohnungen an der Brandwand zur Weimarer Straße 27. Hier im Keller ist auch ein Fluchtweg an der Brandwand markiert, der aufgebrochen wird, falls unser Haus getroffen wird und wir darunter verschüttet werden.

Der Luftschutzwart kommt erregt zurück und ruft, "Löschkommando! Eine Brandbombe hat das Dach und das vierte Geschoss getroffen und ist in die 27 rein! Also los, Löscheimer nehmen". Die Angriffswelle ist vorüber und die alten Männer und fast alle Frauen, auch Mutter, stürzen hinaus. Frische Luft kommt rein, aber auch der beißende Geruch von Verkohlten. Ich muss husten und andere mit mir. Oma streicht mir über den Kopf und sagt nichts.

Tage und Nächte vergehen mit Schlafen, Dösen und Warten. Hin und wieder essen wir trockenes Brot. Ein Löffel Ersatzhonig wäre wundervoll im Mund und lässt Stunden erträglich sein. Zum Spielen bin ich schon viel zu müde. Wenn ich zwischendurch eingeschlafen bin, wache ich meistens durch das Donnern und Schießen von draußen auf. Jetzt höre ich fremde Laute vom Hof, eine nie gehörte Sprache. Die Frauen tuscheln und verändern ihr

Äußeres. Die Jüngeren verbergen sich hinter den Alten, schmieren Dreck ins Gesicht, zerreißen ihre Kleidung. Es donnert an der Tür. Mutter nimmt mich auf ihren Schoß. Immer mehr Schläge an der Tür. Es dröhnt im Keller. "Die Russen sind da!" Die Eisentür ist nur von innen zu öffnen. Der Luftschutzwart dreht endlich die Hebel auf. Die Tür fliegt auf und dunkle Gestalten mit Maschinenpistolen dringen ein. Totenstille und angehaltener Atem. Der Luftschutzwart hat sich hinter der Tür versteckt. Die Russen, sind es drei oder vier? haben Taschenlampen und leuchten uns ins Gesicht. "Frau, komm mit!". Sie greifen eine von den Hausbewohnerinnen, noch eine und ziehen sie hinter sich her. Die Schreie und das Weinen verlieren sich im Dunkeln.

Andere Russen kommen: "Uri, Uri". Sie reißen den Leuten die Uhren und den Schmuck vom Körper.

Dann kommt eine Gruppe mit einem Offizier, der etwas Deutsch kann. Er erklärt, dass wir keine Angst haben müssten. Die Russen seien ein friedliches Volk und in der Kantstraße Nr. 48 sei eine Kommandantur eingerichtet worden. Ein Aufatmen bei allen. Als erneut Russen in unseren Keller eindringen, rufen alle: "Kommandantura" und zeigen in die Richtung des Hauses Nr.48. Die Soldaten bleiben stehen, diskutieren und ziehen sich zögernd zurück. Immer wieder dieselben Ängste und das Aufatmen danach. Wie viele Tage wir hier noch bleiben müssen, wissen wir nicht.

Lebensmittel besorgen I

Es soll Brot geben. In der Leibnizstraße. Dort ist noch ein Bäcker tätig. Von draußen sind Schüsse, Rufe, Maschinengewehrfeuer zu hören. Wir haben schon seit Tagen kein frisches Brot mehr gegessen. Brot mit einer Kruste, das wäre schön. Nach langem Zögern entschließt sich Mutter den Weg zu wagen. Über den Hof zur Kantstraße 48, dort durch den Hausflur auf die Kantstraße, an den Ruinen der nächsten Häuser im Schutz der Schuttberge, mehr oder weniger im Zickzackkurs in Richtung Zoo gehetzt. Bis zur Leibnizstraße sind es nur 200 Meter. Es gibt aber nur noch ein

Haus, das nicht zerstört wurde und den Schutz der Eingänge bietet. Um die Ecke gerannt. Dort ist das nächste Haus auf dieser Seite erhalten. Von der großen, schweren Holztür lässt sich nur ein Flügel öffnen.

Jetzt erst mal durchatmen. Es stehen noch mehr Frauen in der Toreinfahrt. Vom Hof fällt genug Licht in das Dunkel, sodass man die angespannten Gesichter unter den Kopftüchern erkennen kann. Draußen wird schon wieder geschossen. Auf der anderen Seite, so schräg gegenüber, ist die Bäckerei durch den schmalen Spalt des angelehnten Türflügels zu erkennen. Hin und wieder drängt sich eine Frau hinaus und beginnt zu laufen. Im Laufe der Zeit kommen noch andere hinzu, die von der Nachricht gehört haben. Außer Atem springen sie in den Schatten der Einfahrt, klopfen an die Tür um Unterschlupf zu finden.

Jetzt kommt eine junge Frau mit einem Brot unter dem Arm vom Laden herüber gerannt. Es wird geschossen. Sie rennt im Zickzack auf die Hofeinfahrt zu. Auf dieser Seite der Straße ist die Durchfahrt der einzige Schutzraum. Der Torflügel wird einen Spalt aufgemacht um sie hereinzulassen. Geschosse schlagen in das Holz der Flügel. Einige durchschlagen die obere Füllung. Die Frauen drängen zur Wand oder werfen sich zu Boden. Mutter steht dicht an der Öffnung hinter den dicken Rahmenhölzern, die die Einschläge abfangen. Noch einen großen Schritt und die Frau ist in Sicherheit.

Plötzlich schreit sie auf, stolpert nach vorn in die Durchfahrt, fällt auf das Gesicht und das Brot liegt neben ihr auf dem Boden. Sie bewegt sich nicht mehr. Ob sie nur ohnmächtig ist? Oder tödlich getroffen? Hilfe gibt es nicht. Keinen Arzt, keinen Sanitäter. Mutter nimmt das Brot auf und wartet viele lange Minuten. Die Schießerei nimmt ab. Einige Zeit später kommen wieder Frauen mit Broten unter den Armen über die Straße gelaufen. Kein weiterer Schuss. Durch den Spalt gezwängt, wieder im Freien, tritt Mutter in Hasensprüngen den Rückweg über die

Schuttlandschaft der Kantstraße an. Völlig erledigt, aber erleichtert und unverletzt gelangt sie in unseren Keller.

Lebensmittel besorgen II

Was ist denn da hinten an der Kant-Ecke Leibnizstraße los? Dort an der alten gusseisernen Pumpe liegt ein zweirädriger Karren mit den Deichseln nach vorn in Richtung Zoo unserem Blick entzogen. Deshalb können wir, Mutter und ich, auch nicht genau erkennen, was vor dem Wagen zwischen den Deichseln geschieht. Ich sehe Menschen mit Eimern in der Hand rennen. Um Wasser zu holen, muss man nicht rennen, denke ich.

Eine Traube Menschen umgibt den Karren, von dem nur die Rückfront zu sehen ist. Der Karren scheint leer zu sein. Wir beginnen nun ebenfalls zu laufen. Da ruft Mutter, "ein Pferd liegt am Boden! Geh du mal schon weiter, ich laufe schnell nach Haus einen Eimer holen". "Wozu einen Eimer?", grübele ich.

Beim Näherkommen sehe ich zwischen den Leuten, die vornübergebeugt wild herumfuchteln, im Sonnenlicht etwas aufblitzen. Viel kann ich noch nicht erkennen, weil viele Unentschlossene um das Geschehen herumstehen. Es riecht beim Herantreten ziemlich penetrant, ganz anders als Pferdemist, so süßlich. Durch einen Spalt der Menschentraube quetsche ich mich Stück für Stück nach vorn durch. Wirklich, ein Pferd ist zusammengebrochen. Aber es ist nicht mehr vollständig.

Große Stücke aus dem Leib fehlen bereits. Der Kopf und die Unterschenkel sind noch unversehrt. Aber sonst überall das rohe, dunkelrote Fleisch und Blut fließt auf die Straße. Einige versuchen das Blut in Töpfen aufzufangen. Was ich von weitem blitzen sah, sind die Messer, die immer tiefer in den Körper dringen und schneiden. Die Augen des Tieres blicken ins Weite. Es ist fast so, als wäre es noch gar nicht tot. Es zuckt sogar noch, oder ist das Zucken durch das Schneiden und Ziehen und Stoßen der Messer verursacht? Mir wird ein bisschen schummrig vor Augen.

Die Leute sind wie im Rausch. Sie schreien von allen Seiten, "bring mir auch ein Stück! Da hinten ist noch was dran!" Jetzt liegt das Skelett schon fast frei und immer mehr Leute kommen angerannt um ein Stück zu ergattern. Ich stehe dazwischen, wie erstarrt. Ich kann nichts tun, ich kann nicht weg. Ich muss auf dieses Tier schauen, wie es weniger und weniger wird und höre wie die anderen um mich herum anfangen zu johlen. Sie freuen sich über die unerwartete Gabe des Himmels. Dieses Pferd muss doch jemand gehört haben?

Endlich sehe ich auch Mutter zwischen den Schlachtenden und wie sie ein großes Stück Schenkelfleisch in ihren Eimer wirft. Sie macht mir Zeichen uns eilig zu entfernen, um das Erbeutete nach Hause zu bringen. Dabei sagt sie leise, "das letzte Mal sind sie übereinander hergefallen, als nichts mehr zu holen war. Also komm schnell!"

Als ich mich noch mal umblicke, sehe ich am Straßenrand auf der Bordsteinkante einen alten Mann sitzen, seinen Kopf in die Hände vergraben, schluchzend und weinend.

Aus Teil 2

Vater wird 56

Am 18. März 1954 feiert Vater seinen Geburtstag und ich bin eingeladen, am Nachmittag um 4 Uhr zu Kaffee und Kuchen und zum Abendbrot. Pünktlich bin ich im Horst Weg, klingele und werde von Erna empfangen: "Vater schläft noch". Ich setzte mich in das Wohnzimmer auf die Couch und warte. Vor mir der längliche Tisch mit Kaffeedecke, ein Kreuzstich Blumenmuster in gelb und rot. Darauf das weiße Service von Hutschenreuter mit Goldrand. Drei moderne Cocktailsessel mit dunkelbraunen vorspringenden Holzlehnen bilden einen Halbkreis um den Tisch. An der Wand gegenüber das braune Klavier. Vater liebt Beethoven: "Mozart ist mir zu verspielt". Da gibt es keine Widerrede. Er spielt seit seiner Jugend. Ich glaube, ziemlich gut. Er

wollte mal Musik studieren. Es hört sich gewaltig an, wenn er in die Tasten greift. "Ich könnte dir Klavierunterricht erteilen". Ich habe aber keine Lust darauf, zusätzlich zu den Hausaufgaben, an mir rummäkeln zu lassen. Außerdem streiten wir schon wegen der Jazzmusik. "Armstrong kann gut Trompete blasen, aber singen kann man das nicht nennen. Negermusik!" Wo ich gerade anfangen wollte, eine Plattensammlung mit Satchmo und Sidney Bechet zusammenzusparen. Über meine Begeisterung für französische Filme ernte ich auch nur Kopfschütteln. "Schau dir mal was Schönes an, nicht immer so alte, traurige Geschichten".

Mutter hat sich letzstens aufgeregt, dass sich Vater und Erna neuerdings um ein junges Mädchen kümmern, so etwas wie eine Adoptivtochter. Er sollte sich mehr um mich kümmern! Mir reicht es aber so schon. Die soll ja heute auch mit ihrer Mutter zum Geburtstag kommen. Sie wird vermutlich ein Geburtstagsständchen auf dem Klavier spielen. "Wann kommt denn die Christa mit ihrer Mutter?" frage ich Erna, als sie die Schale mit dem duftenden Bienenstich und Butterkuchen auf den Tisch stellt. "Sie müssten eigentlich gleich klingeln". Nach einer Pause, fährt sie fort: "Christa hat übrigens dreimal in der Woche Klavierunterricht beim Vater. An diesen Tagen isst sie auch bei uns zu Mittag". Warum die wohl so oft hier ist? Ihre Mutter soll auch ein bisschen eigenartig sein. "Wer kommt denn eigentlich noch außer den beiden?". Dabei ruht mein Blick auf den neuen Vorhängen mit den abstrakt geometrischen Mustern in graugrünbeige, die wir letzte Woche gemeinsam angebracht haben. "Der Leiter des Hochbauamtes mit seinem Vertreter zum Kaffee" und schon ist sie wieder draußen, von wo der Duft des echten Bohnenkaffees in den Raum zieht und das Summen des Türöffners die Gäste ankündigt. Die Männer in ihren dunklen Anzügen füllen den Raum aus und Tabakgeruch umweht ihre zufriedenen Gesichter über den Krawatten. Vater kommt etwas ungekämmt hinter ihnen in das Wohnzimmer, das jetzt voll ist. Mit Mühe konnte er die Tür schließen. "Aha! Der Herr Sohn, zur Feier des Tages!", werde ich

mit Handschlag begrüßt. Alle setzen sich und der Kaffee wird mit genießerischem Nicken dankbar entgegen genommen. Erna strahlt: "Greifen sie bitte zu und lassen sie sich's schmecken". Nach einer Zeit des Schluckens und Schlürfens, "und du gehst noch zur Schule?"

Und dann geht es los mit den Erinnerungen. Ich brauche nur zu nicken. "Bei Schnee und Eis ohne Socken 5 Km jeden Morgen und nur einen Kanten Brot für den ganzen Tag".

"Ja, und wisst ihr noch", unterbricht Vater und ich merke, dass die Männer sich duzen, "wie wenig man zum Leben brauchte. Das Ei kostete nur 2 Pfennig".

"Trotz alledem waren es harte Zeiten", erwidert der Leiter des Bauamtes, der deutlich älter ist als sein Begleiter. "Heute hat es die Jugend doch viel besser, aber keine Dankbarkeit weit und breit. Und jetzt überall diese Halbstarcken, die nur rumstehen".

Der Stellvertreter nickt zögernd, "aber alle sind nicht so. Schließlich haben wir früher auch Quatsch gemacht".

Vater und der Amtsleiter blicken sich an und einer spricht dem anderen aus der Seele: "Damals am Beginn des 1. Weltkrieges begann das ganze Leid, nicht wahr, Erich?". Und sie nicken sich zu und verstummen.

Die Klingel summt und dann nochmals. Erna geht. Christa, so 12 Jahre alt und ihre Mutter treten, Blumen schwenkend mit Hallo und Glückwunsch für den so Gutaussehenden ein. Die Männer schieben ihre Sessel zurück und wollen sich verabschieden.

"Aber nicht doch "ruft Erna, "ohne ein Schnäpschen auf das Geburtstagskind und überhaupt warum schon so früh? Das Geburtstagsständchen der jungen Künstlerin müssen sie auf jeden Fall noch abwarten".

Am späten Nachmittag kommt noch unverhofft ein befreundetes Ehepaar. Die Erwachsenen tummeln sich erneut in Erinnerungen. Kirschwasser für die Damen und Klare für die Herren werden gereicht. Christa und ich ziehen uns mit Zeitschriften in die Wohnküche zurück. Sie fragt mich, ob ich sie

an meiner Einsegnung in der Kirche gesehen habe? Ich tu so, als ob. In Wirklichkeit habe ich sie erst auf dem Foto, das uns alle vor dem Portal zeigt, Mutter links, Vater mit Hut rechts von mir und sie, das unscheinbare <Ponyhütchen> neben Vater bemerkt, ohne zu wissen, wie sie zu unserer zusammengewürfelten Familie passen sollte.

Nach dem Abendbrot geht die Feier richtig los. Witze werden erzählt. Wir müssen raus in die Küche. Lieder werden gesungen. Wir dürfen wieder rein kommen.

“Auf der Reeperbahn nachts um halb eins“ und “Wer wird denn weinen, wenn es auseinander geht“ und dabei klopfen sie sich die Schenkel. So geht es hin und her. Für uns gibt es ein Glas Herva mit Mosel. Die Mutter von Christa erzählt Geschichten! Alles biegt sich vor Lachen. Immer wenn sie in eine Wohnung eingezogen ist und alles nett eingerichtet hat, kündigt sie die Wohnung. Und das zweimal im Jahr. Eigentlich ist das ja nicht komisch, aber weil alle so blau sind, müssen wir wieder und wieder über ihre Wohnungsgeschichten lachen, die sie mindestens dreimal zum Besten gibt. Ich konnte nicht mehr, habe mir fast in die Hosen gepisst.

“Vielleicht sieht man sich mal wieder“, sage ich zu Christa bei-läufig an der Tür ohne zu ahnen, wie sehr ich einige Jahre später von den Auswirkungen dieser Redewendung überrascht werde.

O. G. (ohne Gehör)

In meinem Zeugnis steht seit zwei Jahren im Fach Musik o.G. Nun ist das nicht so, dass ich taub bin oder einen Hörschaden hätte. Nein, ich höre sehr gut. Ich höre auch die Töne, die der Flügel im Musiksaal im dritten Stock der alten Schule von sich gibt, ange-schlagen von den langen, gepflegten Finger des Herrn Schubert, Musiklehrer und Komponist vom hausinternen Klangereignissen zu den häufigen Musikveranstaltungen des Schiller-Gymnasiums.

Mit seinem etwas längeren Haar im Nacken, der hageren Gestalt, der hochgewölbten Stirn und den meist offenen Mund,

der die Vokale vorsingt, wirkt er jünger als er ist. Geboren wurde er wohl in der Kaiser-Wilhelm-Zeit, also als Vorkriegsware.

Mit mir hat er sich viel Mühe gegeben. "Irgendeiner von euch singt immer daneben". Einige Augen drehen sich zu mir anlässlich der dritten Unterbrechung des Liedes "Horch was kommt von draußen rein".

"Schon wieder der Günter. Komm doch mal nach vorne ans Instrument. Jetzt sing' doch mal dieses C nach. Nein, du singst nicht C, du singst Cis, etwas tiefer, nein, nein, jetzt ist es ein As, etwas höher, ja fast, also eigentlich ist das nicht C, sondern H".

Von einem Fuß auf den anderen tretend, die feuchten Hände an der Hose abreibend, sehe ich ihn unsicher an. "War dein Vater nicht früher Pianist?" "Nein, nein, er spielte nur so zum Vergnügen", antworte ich, weiterhin von einem Fuß auf den anderen schwankend. "Versuchen wir es noch mal mit dem G, also fünf ganze Töne höher als C. Nein, das ist Ges oder Fis. Warum triffst du diese halben Noten? Einfach nur G sollst du singen."

Die Klasse kichert ausdauernd und stößt sich gegenseitig in die Seiten. "Ich glaube, wir lassen das mal für heute, Knüppel, sonst gelangen wir aus dem schönen deutschen Liedgut noch ins schummrige Terrain der Nachtclubs und der Jazzmusik. Was hörst du denn eigentlich zu Hause für Musik?"

Nun wage ich etwas über Jazz zu erzählen. Berichte von meiner Plattensammlung, die sich jeden Monat um eine schwarze Scheibe aus Schellack vermehrt. "Meine Idole sind Louis Armstrong und Benny Goodman" schwärme ich, "und gerade habe ich Stan Kenton entdeckt". "Aha! So, so. Ich verstehe, und wie lange hörst du schon solche Musik". "Ich glaube, so lange ich auf der Welt bin" antworte ich.

Er blickt mich ungläubig an. "Die war doch verboten, als du klein warst", sagte er mit Nachdruck und fährt fort: "Ich mache dir einen Vorschlag, damit wir dieses Thema zum Abschluss bringen. In vier Wochen stellst du uns die Entwicklung der Jazzmusik in Zeitabschnitten vor, so zwanzig Minuten lang, mit Beispielen der

einzelnen Stile“. Ich schau ihn groß und verdattert an, als er fortfährt, „ich glaube, deine Mitschüler haben noch keine so rechte Vorstellung von dieser Musikrichtung“. Zustimmendes Raunen und aufmunterndes Schulterklopfen empfängt mich in meiner Reihe. „Übrigens, hör mal, du bist ab jetzt vom Mitsingen befreit!

Auf dem nächsten Zeugnis erhielt ich meine erste Zwei in Musik und zwei Jahre später zu meinem 17. Geburtstag meine erste Langspielplatte: das Carnegie-Hall-Konzert von Benny Goodman. Überhaupt diese Konzerte mit Ella Fitzgerald, Lionel Hampton, Oskar Petersen im Berliner Sportpalast, in der Potsdamerstraße, einfach grandios!

Jazz at the philharmonic

Aus allen Richtungen strömen Leute. Es wird immer dichter um mich herum. Ich komme aus der Richtung U-Bahnhof Potsdamerstraße. Ziemlich kalter Wind fährt mir durch die Haare. Der Schnee ist beiseitegeschoben. Es sind überwiegend junge Menschen, man trägt schwarze Rollkragenpullover, Pärchen sind dabei, Anzugträger, auch schicke Mäntel und Kostüme im französischen Schnitt. Ich sehe Bürstenhaarschnitte und Frisuren im Stil von June Allison. Alles drängt zu den Eingängen in der großen Straßenfront und zu den Kassen. Gibt es überhaupt noch Karten? Na klar, die teuren. Die Luden stehen schon vor dem Eingang und verkaufen die Karten jetzt zu Traumpreisen, die sie vor ein paar Tagen billig eingekauft haben.

Ich habe meine bereits vor zwei Wochen im Vorverkauf bestellt. Wollte wieder keiner mitgehen. „Wer ist denn Ella Fitzgerald?“, fragte Heiner. Oskar Peterson kennt er auch nicht. Naja, was soll's. Besser so, sonst mault er noch den ganzen Abend rum, weil es ihm nicht gefällt. Das ist ein Gedränge und Geschiebe. „Au!“, steht doch schon wieder einer auf meinem Fuß. „Tschuldigung“. „Ja, ja. Kann ick mir och nischt für koofen“. So, jetzt erst mal in den Saal hinein durch diese Schneise mit dem Abreißperso-

nal. Toll, das ist ja eine Halle. Wau! Und wo ist Block B? Ach, da drüben. Das ist eine Atmosphäre! Zigarettenrauch hängt schon ziemlich tief über der Bühne. Also weiter, noch die Treppe hoch, Reihe 15? Hier ist die Reihe 15. Jetzt zum Platz Nr. 10. "Gestatten". "So spät?". "Ja, ja, so spät, kann ich was dafür, dass es so voll ist?". Hoffentlich muss ich an diesem Stiesel nicht noch mal vorbei. Höchstens in der Pause. So jetzt erst mal setzen. Was für ein Lärm! Die Musik aus den Lautsprechern ist kaum zu hören. Rucken, Knacken, Scharren von Füßen, Klappern der Sitze. Rufe von hier nach dort. Huch, was ist denn das für ein Geruch? Komisch süßlich. Der Hals kratzt schon wegen des Rauches. Wo haben die Typen eigentlich das Bier her? Na, das geht ja richtig los. Zum Glück ist der Raum hoch, da zieht der Gestank nach oben weg. Klar, sind ja Lüftungsflügel im Dach. Bisschen hart der Sitz, aber sonst prima Sicht. Da kommt schon einer von den Musikern. Ach, nee. Der richtet nur noch mal die Mikros aus. „Eins, zwei, drei, drei, zwei, eins“. Funktioniert doch alles. Und jetzt? Was für ´ne Spannung, es wird leiser, die letzten Besucher schleichen an ihre Plätze. Scheinwerfer beleuchten die Bühne: das Schlagzeug, den Flügel, einen Stuhl und die Mikros. Toll! Ich freue mich! Das erste Mal <Jazz at the philharmonic> in Berlin!

Aus dem Dunkel kommt ein Mann und stellt sich vor das Mikrofon: "Good evening, Ladies and gentlemen! My name is Norman Granz. I am very proud, to present Jazp the first time here in Berlin and in Europe. I`m very glad to introduce the one and only master of the new Jazzpiano: Oscar Peterson, on bass Ray Brown, on guitar Herb Ellis and on drums Louis Bellson. And here comes Mr. Oscar Peterson".

Rufen, Schreien, Hände klatschen, Füße trampeln und da kommt der Meister, strahlend, dick, behändig nimmt er Platz, nickt fröhlich ins Publikum und spielt die ersten Akkorde von <Easy does it>. Die Finger rasen über die Tasten. Wie kann er nur mit diesen dicken Fingern die Tasten anschlagen? Jetzt fällt der Bass von Ray Brown ein, als nächster Herb Ellis mit einem

Riffthema und das Schlagzeug akzentuiert mit Becken und High Hat. Atemlose Stille nach dem letzten Ton.

Jubel rast durch die Halle, die Spannung löst sich auf in Applaus, in Jeah-jeah-rufe und in Fußgetrampel. Begeisterung, die bis unter das Hallendach hochfliegt. Die Hitze im Raum nimmt zu, alles um mich herum ist vergessen. Nur noch eine Verbindung, wie ein Strahl, von zu den vier auf der Bühne. Jeder Ton eine Resonanz im Körper. Die Bass- und Gitarrensaiten vibrieren in meinem Schädel. Der synkopierte viertel Rhythmus des Schlagzeugs ist eins mit meinem Körper. Die Akzente der Becken und Trommeln springen über. Die Zeit scheint still zu stehen, bis die Halle wieder tobt. Eine Jamsession folgt mit Roy Eldridge tp, Flip Phillips ts und Dizzy Gillespie tp. Wir sind elektrisiert.

In der Pause erlebe ich eine gelöste, heitere Stimmung, beschwingt, geradezu rhythmisch gehen die Besucher durch die Gänge, lachen sich zu, nicken wie durch lautlose Musik miteinander verbunden vor sich hin. Einige stehen in der Menge meditativ versunken, lächeln still vor sich hin. So habe ich uns Deutsche noch nie erlebt. Etwas Befreiendes liegt über uns, eine Schwingung, die alle ergreift. Das Grau des Alltags ist rötlich, gelblich, violett eingefärbt. Die Schritte sind leicht und heiter und das alte, ramponierte Gebäude mit dem Notdach und den angekolkten Holzplanken über uns existiert nicht mehr.

Die Einschüsse des Krieges an den Außenfronten, die ich jetzt auf der Straße sehe, während ich in der Pause die frische Luft genieße, verlieren ihre Erinnerungsschwere und sehen wie Sprengeln moderner Kunst aus: Actionpainting am Sportpalast, Improvisationskunst eines verlorenen Krieges an einem Ort, an dem vor zehn Jahren aus Männerkehlen ein gewaltsames "JA!" tönte, auf eine Frage, die so unglaublich war, so unvorstellbar für uns Heutigen, so grausam vernichtend und offenbar schicksalhaft notwendig: "Wollt ihr den totalen Krieg?".

Dagegen dieser Abend heute; ich schüttele mich, um die Vergangenheit los zu werden, fühle wieder die Leichtigkeit und bin

glücklich, dass das Konzert weitergeht mit “The first lady of Jazz: Miss Ella Fitzgerald“.

Das Band zur Bühne ist wieder geknüpft, die Ruhe breitet sich wieder in mir aus, die Welt um mich herum versinkt. <Willow weeps for me>, <A tisket, a tasket>, <Basin street blues>. Eine weitere Stunde Staunen, Intensität, Schweben im Unendlichen der Improvisationen – mit ihrer so zärtlichen, rauen, schrill samtene Stimme voller Gefühl und Erfahrung aus der neuen Welt: Trauer, Unterdrückung und Hoffnung in Bluestöne auf eine bessere Welt, auf ein würdevolles Leben. Viele, viele Zugaben. Ich weiß nicht, wie ich hinauskam, weiß nicht mehr wie ich nach Hause kam.

Tage danach immer noch dieses Schweben!

Aus Teil 3

Mensageschichten

Mittags in der Mensa. Das Licht fällt ungehindert durch die Scheiben des angebauten Pavillonflachbaus. Ein Viertelkreis Glasfront von der Decke bis zur Brüstung. 3 Meter Helligkeit. Die Sitzbänke an der Glasfront sind begehrt. Die Theke an der Rückfront des Raumes neben der zweiflügeligen Eingangstür bietet Kuchenteilchen und Würstchen mit Kartoffelsalat, mittags auch Eintopf. Bouletten sind auf Tellern gestapelt. Die dicke Betreiberin hat alles gut im Blick. Bedienung entfällt. Trotz des kargen Angebots finden wir uns regelmäßig ein.

Unser Stamplatz ist gleich vorn rechts, die Stelle, wo die umlaufende Sitzbank an der lichten Fensterfront beginnt. Davor steht der längliche Tisch mit den einfachen, stabilen Stühlen, auf denen schon Jutta und Gerhardt sitzen und sich nach uns umdrehen. Jutta winkt. Ihr runder Nacken mit den hochgesteckten Haaren ist unverkennbar. Die durch die überhängenden Lider etwas zu schmalen Augen werden im Lächeln noch schmaler. Der kleine Mund und das schmale Kinn verdichten den Eindruck einer gewissen Jungfräulichkeit. Gerhardt, ihr derzeitiger Freund und Tisch-

nachbar, blinzelt uns verschmitzt zu und lädt uns und auch die hinter uns Kommenden mit einer Handbewegung zu dem Tisch ein. Hansfried und Peter folgen der Aufforderung und auch Edgar, der sonst gerne abseits bleibt, schließt sich an. Warum sollte er auch alleine sitzen?

Wir, Karlheinz und ich, nehmen neben Jutta und Gerhardt Platz. Ich neben Jutta. Peter schiebt seinen Stuhl neben Gerhardts. Hansfried, der Kommunikator und <Friedensstifter> setzt sich an die rechte Stirnseite des Tisches. Von dort kann er wie immer ein bisschen die Gruppe lenken. Die linke Stirnseite hat zu meiner Überraschung heute Edgar, der Stille, besetzt. Peter, Tischlermeister mit eigener Werkstatt, der Kleinste und Älteste von uns, legt sein rundes, friedliches Gesicht in Sorgenfalten und fragt, "was trinken wir?" Alle überlegen noch, als eine Gruppe aus der Modeklasse auf unseren Tisch zusteuert und sich in die noch freie Bank an der Fensterfront hinein schiebt. Wir kennen manche vom Sehen und einzelne von der Laterna Magica. So als kompakte Vierergruppe sind die Mädels eine Überraschung. Wir hatten die Bank eigentlich für Uli und Hartmut freigelassen und wollten in die Sonne und auf die Charlottenburger Brücke blicken.

Nun lenken uns die <Damen> in ihrer Aufmachung und den etwas anzüglichen Posen von unseren Vorhaben ab. Jetzt geht es erstmal um die Getränke. Es wird Bier und Wein vorgeschlagen, Cuba libre für die Damen. Karlheinz opfert sich als Bedienung. Dann geht's um Termine für Partys, von denen ich noch gar nicht wusste, dass die schon regelmäßig stattfinden. Hansfried und Peter bereiten irgendetwas Großes vor.

Ich nehme mir Zeit, die <Modemädels> genauer zu betrachten. Die Eine kenne ich bereits von der Laterna. Ein apartes Gesicht, fein geschnitten Kontur mit Pagenkopf. Die Augen hervorragend groß geschminkt. Ich glaube, sie heißt Isabell.

Rechts neben ihr eine kräftige, sportliche Note mit Pferdeschwanz, offenen Augen, lautem Lachen, spitzem Mund und

scharfen Äußerungen. Eine schöne Brust zeigt sie ansatzweise im Ausschnitt.

Auf der linken Seite sitzt Gisela, eine zarte Person, die es faustdick hinter den Ohren hat. Mit listigem Augenlächeln und spöttischem Grinsen der Mundwinkel fragt sie, "seid ihr alle von den Innenarchitekten, he?" Würde man nicht darauf kommen, dass diese zarte Person so eine ordinäre Stimme hat. Sie trägt einen hautengen, roten Pullover bis an den Hals geschlossen, aber offensichtlich ohne BH und schön spitz dazu. Wie sie das schafft, ihre Brust so zur Geltung zu bringen!?

Je länger wir so sprachlos um uns schauen, desto unsicherer werden wir. Karlheinz blickt mich schon ein paar Mal von der Seite ungläubig an. "Was wollen die Hühner von uns?" flüstert er mir zu. "He, Dicker" wirft die spitze Brust ein, "kannst ruhig laut mit uns reden. Kommst de denn ooch zur Party am nächsten Wochenende?" "Keine Ahnung, ich weiß von nichts", antwortet er verlegen. "Und du? Du bist doch der Mecki, nich'?" mischt sich jetzt die Gisela neben dem Spitzbusen ein. Ich zögere noch mit der Antwort, blicke zu Hansfried und Peter, die mir aufmunternd zunicken.

"Also klar, wenn ihr euch richtig hübsch macht", gebe ich zurück. "Was willst du denn, gefallen wir dir etwa so nicht, wie wir aussehen?" fragt nun die Letzte in der Reihe ganz links neben dem roten Pullover, die bisher als ruhender Pol alles beobachtete. Eine Hochgewachsene mit kurz geschnittenen, roten Haaren, schräg stehenden Katzenaugen, Ohrgehänge, aufgeworfene Lippen und gerader Nase, die sie im Augenblick etwas kraus gezogen hat. Sie hat so ein Kittel an, wie wir sie im Unterricht beim Zeichnen tragen. Ihr Kittel ist jedoch mit geometrischen Mustern in blaugrün bedruckt, passend zu ihrer Augenfarbe. Oben wird er durch einen tiefsitzenden Knopf und in der Taille von einem schmalen Leder-gürtel zusammen gehalten. Sie hockt mit angewinkelten Knien auf der Bank. Ihre Brust kann ich nur im Ansatz ahnen, während ich mich ihr zuwende, aber dafür sehe ich plötzlich ihre Scham in gan-

zer Schönheit, als sie ihre Knie von der einen zur anderen Seite ohne große Eile herum schwingt. Der Kittel öffnet sich beim Umsetzen wie zufällig über ihren Schoß.

Ich bin nicht der Einzige, der für einen Moment die Luft anhält. "Das ist schon ein starkes Stück", denke ich. Edgar, der mir am nächsten sitzt, läuft rot an und stottert, er müsse was erledigen. Die kurze Pause des Schweigens wird durch räuspern, in die Seite stoßen und "Na denn Prost" überspielt. Die Kittelkleid Frau bleibt cool, tut so, als wäre nichts dabei ohne Slip. Vielleicht gehen ihre Freundinnen auch so?

Hansfried klärte mich später auf, "in der Modeklasse studieren manche nur, um einen Typ zum Heiraten abzuschleppen". Aber trotzdem, ich muss schon zugeben, mir gefallen die Mädels schon so wie sie sind.

Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen! Oder?

Farbe und Form

Der Nachmittag scheint hell durch die großen Fenster, die zur Straße des 17. Juni gehen. Die Vorhänge aus dunkelgrauem Sackstoff sind teilweise vorgezogen um die Sonne vom Zeichentisch abzuhalten. Der Zeichentisch von Ingrid W. steht günstig zwischen zwei Fenstern an einem Mauerpfeiler. Sie hat viel Licht um sich herum und genug Schatten auf dem Blatt Papier. Aufgespannt auf einem Zeichenbrett mit Klebeband ringsum befestigt, ist das Blatt DIN A3 jetzt getrocknet und es würde wie eine Trommelhaut klingen, wenn man mit den Fingerspitzen auf das getrocknete Zeichenblatt rhythmisch klopfen würde.

Aber warum sollte man? Ingrid sicher nicht. Ich schon eher. Mein Karton ist aber noch feucht und wirft noch Wellen. Ich muss noch warten mit dem Auftragen der Farben. Habe einfach zu spät mit den Vorbereitungen angefangen. Um mich herum eilen schon einige mit Wasserbehältern vom Wasserhahn zu ihren Tischen. Die Pinsel werden gewaschen, um die Farbreste vom letzten Mal auszuspülen.

Achim E., links von mir, hat sich schon für Rotschattierungen entschieden und trägt mit Bedacht verschiedene Rottöne auf das Papier. Seine Zunge ist zwischen den Zähnen zu sehen, während er vornüber gebeugt den Pinsel in das Wasserglas steckt. Ein netter Kerl ist Achim, ganz ruhig und bedächtig, freundlich und unauffällig, immer richtig angezogen in seinem weißen Kittel, der nicht so eingesaut ist wie meiner.

Was macht eigentlich Karlheinz vor mir? Kann er sich wieder nicht zwischen graugrün und grünbraun entscheiden? Er blickt etwas bedepert zu mir hinüber, "mit welcher Farbe soll ich anfangen?" "Das ist egal", antworte ich, "du sollst nur Farbstufen absetzen und mach nicht so kleine Farbflächen. Ich möchte auch welche von dir haben. Mach sie so groß, dass mindestens vier Teile von der Größe einer Briefmarke daraus entstehen". Wir sollen die Abschnitte miteinander teilen, um viele verschiedene Farbproben zur Innenraumgestaltung zu sammeln.

Ulli, der rechts hinter mir sein Reich in der großen Nische mit Jutta, Gerhardt und Gesine teilt, alle in einer Reihe zu meiner rechten Seite, hat vorhin eine Menge Stoff aus der Polsterei seines Vaters in kleine Abschnitte geschnitten und verteilt. Jetzt ist er schon mit dem ersten Blatt in Königsblauabstufungen fertig und schneidet gerade mit einem Messer die einzelnen Farbtöne auseinander.

Es ist eine anregende Atmosphäre, die den Raum erfüllt: kratzen, klappern und streichen auf Papier. Jeder ist animiert beschäftigt und im Augenblick fällt kein Wort. Ulli tritt ein wenig zurück und bewundert die fertige Arbeit, die nun in einzelne Teile zerfällt. Die kleinen Blättchen wandern zu den Nachbarn in Pappschachteln.

Herr Reise, der Lehrerkünstler, hat sich von seinem Buch gelöst, das auf dem Tisch liegt. Sein Lehrtisch steht separat von den Studententischen an der Frontwand, wie üblich. Er schlendert langsam durch die Reihen und bleibt mit Verwunderung an meinem Blatt stehen, "nanu, Herr Günter heute ein Versuch über das

Weißer und das Nichts?" foppt er mich. Sein etwas hintergründiger Humor findet nicht bei allen Zustimmung.

Er ist ein Mann von Mitte 40, ein wenig jovial, gutmütig mit scharfem, klarem Blick. Ein brillanter Zeichner, der mit wenigen Strichen die Natur lebendig werden lässt. Die Stunden im Zoo, beim Zeichnen nach der Natur, haben uns beschämt. Tiere mit so wenig Strichen in typischen Haltungen zu fixieren, bewies sein großes Talent. Auch die Farbdurchdringungen in den letzten Wochen waren interessant und kurzweilig. Alles das geht mir durch den Kopf, während ich nach einer plausiblen Antwort suche. "Ich wollte erstmal abwarten, welche Farbstufen so um mich herum entstehen", versuche ich meine zögerliche Arbeitsweise zu entschuldigen. Aber er ist schon weiter.

Von dem Farbrausch eines blaugrünen Blattes angezogen, steht er nun bei Jutta R. und nickt zustimmend. "Machen sie doch ein paar Mischungen ins hellere Türkis", rät Herr Reise und wendet sich zur Fensterseite, zu Peter und Hansfried, die sich bereits um das zweite Blatt bemühen. "Nun, meine Herren", unterbricht er ihre leise Diskussion um die nächste Farbentscheidung, "finden Sie nicht, dass sie ein zu graues Verhältnis zur Welt haben?"

"Mehr Mut! Mehr Farbe! Mehr Kraft!" fordert er nun, sich an die ganze Klasse wendend, "seien Sie nicht so zögerlich. Stürzen sie sich in die Welt der Farben! Sie können nichts falsch machen".

Er schlendert weiter durch die Reihen. Bei Ingrid W. bleibt er für eine Minute stehen und empfiehlt: "Mehr Rot in das elegante Grau".

Bei Bernd Z. gerät er ins Entzücken, "wunderbar, wie sich dieses Gelbgrün ins Orange wandelt!" Bernd blickt ihn etwas zweifelnd an, als wäre es eine ironische Anmerkung. Mit der Zeit wird es unruhig im Raum: Stimmen, die den Tausch der Farbproben begleiten, Stühle rücken, Schritte zum Wasserbecken, Gläser klirren beim Ausspülen der Behälter, Ausklopfen der Pinsel. Jetzt muss ich mich aber sputen. Die meisten sind fast fertig und ich hab mich noch nicht zwischen Violett und Karminrot entschieden.